

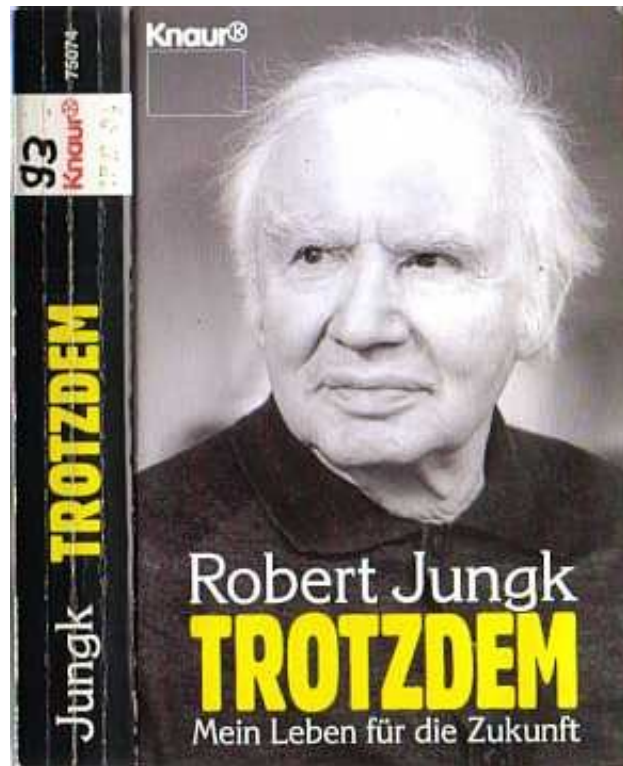
Robert Jungk

Trotzdem

Mein Leben für die Zukunft

Sachbuch 1993
Erinnerungen

Mehr auf detopia.de



1.

9

Feuer flackert in meine frühesten Erinnerungen. Wo es genau brannte, habe ich auch später nie erfahren können, obwohl ich beunruhigt immer wieder danach fragte. Denn der Schreck saß tief.

Die Struwwelpeterbilder des brennenden Mädchens, das schreckensverzerrt sich zu retten versucht, vertausendfachten sich in meiner Vorstellung, die Alarmsignale der Feuerwehr übertönten von nun an alle Kindermelodien.

Bis dahin hatten die Sonnenkringel, die ich beim Aufwachen an der Zimmerdecke bestaunte, meinen Kleinkindertag beglückend erhellt, von nun an verlor ich mich in eingebildeten schwarzen Rauchschwaden. Es waren Schatten der Angst über mein Paradies gekommen, und ich würde sie nie mehr loswerden.

Ich beginne diesen Rückblick auf ein Jahrhundert, das ich nun seit beinahe achtzig Jahren miterlebt und mit erlitten habe, am Tage, da im Golfkrieg der größte mutwillig gelegte Brand aller Zeiten wütet. Jahre, vielleicht sogar ein ganzes Jahrzehnt werde es dauern, ehe diese von unermesslichen Zündstoffmengen gespeisten Fanale gelöscht werden könnten, meint die Mehrheit der erschrockenen, zu Übertreibungen neigenden Experten.

Ihnen widersprechen wie stets die anderen Fachleute. Ganze Kübel von beruhigenden Argumenten schütten sie aus. Und die meisten Zeitgenossen werden ihnen Glauben schenken, damit sie möglichst unbekümmert weiterleben und aktiv oder gar als Nutznießer an der Vorbereitung der nächsten Katastrophe mitwirken können.

Die Hoffnung, daß 'wir' — wer ist das eigentlich? — aus Versagen und Leid lernen könnten, hat mich ein Leben lang begleitet. Diese immer wieder enttäuschte Erwartung erweist sich als eine der wenigen Konstanten einer von den schlimmen Zeitereignissen durchgebeutelten, stets bedrohten Existenz. Oft genug habe ich mir selber vorgeworfen, was nicht nur Widersacher, sondern auch Freunde — ja sie besonders! — als meinen frevelhaften Optimismus getadelt haben.

Aber sowenig ich bereit war, aus verzweifelter Einsicht ins Vergebliche den Gang des eigenen Atems, des eigenen Herzschlages, des eigenen Schicksals anzuhalten, sowenig kann ich — ein selbstverschuldetes Ende der Menschheit als unvermeidlich anerkennend — aufhören, an das Überleben unserer einzigartigen Spezies zu glauben und daran mitzuwirken.

Auf das immer wiederkehrende, immer größere Unheil, das für unsere Zeitläufe charakteristisch ist, reagiere ich nicht mit Resignation, sondern mit Wut und einem unbezähmbaren Veränderungswillen. Ich kann nicht am Boden liegen bleiben, sondern muß mich immer wieder hochrappeln, in Erwartung des nächsten Ereignisses, das mich wie so viele andere abermals umwerfen wird. Aufgeben darf ich auch dann nicht. So verlockend es wäre.

So ist dann mein einflußreichstes Vorbild nicht irgendeine edle Persönlichkeit, sondern ein simples kleines Spielzeug, **das mir mein Vater in den allerersten Lebensjahren geschenkt hat: ein Stehaufmännchen.** Wie oft habe ich gejubelt, wenn das kleine, gelb, rot und blau bemalte Püppchen aus der Horizontale in die Vertikale hochschöß und dann, ein wenig unsicher zuerst, aber schließlich doch mit erhobenem Haupt auf dem Tisch neben meinem Eßnapfchen stehen blieb. Vielleicht habe ich es mir nur eingebildet, **aber der Gesichtsausdruck meines kleinen hölzernen Gefährten war herausfordernd:** »Mach nur! Hau mich nur um. Ich bin gleich wieder da«, ließ er mich wissen.

Moritz, so nannten wir ihn, wohl weil mein Vater Max hieß, hat mich noch 1933 in die Emigration begleitet. Er war mein Glücksbringer, auf den ich vertraute, und ich habe ihn jahrelang in jeder schwierigen Situation bei mir getragen, bis die Farben abblätterten und ich nur noch ein rundes, etwa zeigefingerlanges Stückchen Holz abergläubisch dort berühren konnte, wo sein Geheimnis lag: am verborgenen metallenen Schwerpunkt. Irgendwann, irgendwo ist mir »Moritz« abhanden gekommen. In welchem Hotel, in welchem Zugabteil, welchem Flugzeug habe ich ihn wohl im Stich gelassen? **Noch heute träume ich von ihm.**

Und dann sehe ich das beharrliche Männlein in einem großen halbdunklen Zimmer, das fast bis an die Decke angefüllt ist mit den Gegenständen, die ich im Laufe dieses langen Lebens verloren habe: Mützen und Hüte aller Farben und Stoffe, Brieftaschen, Portemonnaies, Brillen mit dünnen und dicken Rändern, Bücher, Zeitschriften, Zeitungen in den verschiedensten Sprachen, aber auch Pyjamas und Mäntel, Hemden und Unterwäsche. Ach, die vielen Schlüssel, die Fahrkarten und mindestens vier Reisepässe! Sie haben sich in diesem Alptraumraum versammelt, und über ihnen thront mein Stehaufmännchen. Unbeweglich. Es hat Ruhe gefunden.

2.

Womöglich überschätzte ich die Rolle meines Maskottchens. Entscheidend war in Wirklichkeit wohl das Gewicht des Selbstvertrauens, das mir meine Eltern einpflanzten. Sie hatten beide einen Beruf, der von Unsicherheit und Aufregung geprägt war, lange schon bevor die Zeitgeschichte zu Drama und Tragödie wurde. Als Schauspieler, denen die Texte, die sie sprachen, die Figuren, die sie darstellten, nicht etwas Fremdes blieben, sondern mit dem eigenen Dasein, sei es auch nur vorübergehend, verschmolzen, hatten sie Begeisterung und Enttäuschung, Triumph und Niederlage, Liebe und Haß, Streit und Versöhnung hundertmal auf der Bühne erlebt und das Wissen um niemals aufhörende Veränderungen in sich aufgenommen.

Als sie fast sechzig war und auf Grund des Beschlusses einer hartherzigen Schweizer Flüchtlingsbehörde in einem Internierungslager festgehalten wurde, hat meine Mutter den für ein paar Stunden als Besucher zugelassenen Sohn getröstet: »Das ist doch nur eine von vielen Szenen. Weshalb sollte ich im nächsten Akt nicht wieder lachen dürfen?« Um mir diese Haltung beizubringen, hat die Mama ihrem ersten und einzigen Kind bei jeder passenden — und unpassenden — Gelegenheit eingebleut: »Du bist ein Pfingstsonntagskind. Vergiß das nie. Denen wird es immer gutgehen. Ob sie wollen oder nicht.«

11

Wie es sich für einen Zeitgenossen des aufgeklärten zwanzigsten Jahrhunderts gehört, habe ich mich anfangs über diesen »dummen Aberglauben« lustig gemacht. Und dennoch: immer wenn es mir besonders schlecht ging, erinnerte ich mich an jenen »kindischen Unsinn«, **jenen »kalendarischen Zufall«, mit dessen Hilfe ich angeblich gegen alles Unglück gefeit sein sollte, und fand darin Zuversicht.**

Als mir später ein naher Verwandter anvertraute, meine Mutter sei in den letzten Wochen der Schwangerschaft öfter von einem Tisch hinuntergesprungen, um mich loszuwerden und bald wieder Theater spielen zu können, wollte ich dieses Motiv nicht

gelten lassen. Sie hatte wohl, so gut sie es vermochte, auf jenes magische Pfingstdatum hingearbeitet.

So bin ich dann — mindestens zwei Monate zu früh — am 11. Mai 1913 in Berlin zur Welt gekommen, einem leuchtenden Feiertag, an dem nach windzerfetzten, regnerischen und kalten Tagen eines überraschenden Wettereinbruchs endlich wieder ein frühlingshaftes Lüftchen wehte. Noch am Abend zuvor hatten meine Eltern beide auf der Bühne gestanden beziehungsweise gegessen, denn die Rolle der Mutter von erfolgreichen Söhnen der Finanzdynastie Rothschild (im Lustspiel »Die fünf Frankfurter«) hatte die Mama fast ausschließlich im Lehnstuhl gespielt, und die Wehen begannen, als hätte es der Inspizient so geregelt, ganz pünktlich erst am Ende ihres Auftritts. Glücklicherweise war die elterliche Dienstwohnung nur ein paar Schritte vom Bühneneingang des »Theaters an der Königgrätzerstraße« entfernt. Als ich dann am späten Vormittag — nicht zu früh, damit die Bühnenkollegen nicht vor der gewohnten Zeit aufstehen mußten — mit verklebten Augen ins Licht der Welt blinzelte, sollen die herbeigeeilten Mitglieder des Ensembles vom Nebenzimmer aus der Hauptdarstellerin laut und ausdauernd Beifall geklatscht haben.

12

3.

Dieser Pfingstsonntag 1913 hätte beinahe ein historisches Datum werden können. Denn an diesem Tag trafen sich zum ersten Mal in der neueren Geschichte Volksvertreter Frankreichs und Deutschlands, um in beinahe letzter Stunde einen Krieg zu verhindern, dessen Ausbruch immer wahrscheinlicher schien. Die Initiative zu diesem Treffen hatten die Mitglieder des Schweizer Nationalrats ergriffen, in der Hoffnung, als Neutrale eine Verständigung zwischen den beiden seit über 40 Jahren zerstrittenen Nationen einzuleiten. 140 französische und 44 deutsche Parlamentarier, die den Parteien links der Mitte angehörten, waren nach Bern gekommen und tauschten in ungewohnter Herzlichkeit ihre Gedanken miteinander aus.

Kennzeichnend für diese Stimmung war die Tatsache, daß eine der Eröffnungsansprachen in der Aula der Universität nicht mit einer der üblichen formellen Begrüßungsformeln begonnen wurde, sondern mit den Worten: »Ihr Männer, liebe Brüder!« Die sogenannten »maßgebenden Kreise in Frankreich und im Deutschen Reich« nahmen das, wie das »Berliner Tageblatt« am übernächsten Tag berichtete, »mit eisiger Zurückhaltung« auf. Diese wenigen friedenswilligen Politiker, die in ihrer Berner Resolution »gegen die chauvinistischen Hetzereien auf beiden Seiten, gegen die uferlosen Ausgaben für Heer und Flotte, für Annäherung, Verständigung und Anrufung des Haager Schiedsgerichtes« eingetreten waren, wurden als »Schwarmgeister« verspottet.

Theodor Wolff, Chefredakteur des angesehenen »Berliner Tageblatt«, nahm sie unter dem Titel »Berner Pfingsten« in Schutz, indem er kommentierte:

»Immer wieder auf allen Entwicklungsstufen ist es geschehen, daß plötzlich Personen an die Öffentlichkeit traten, die etwas Neues zu sagen hatten, kühne und unerhörte Worte, **die zunächst nur auf Kopfschütteln und den Skeptizismus der Herdenmenschen stießen.** Bis sich dann allmählich herausstellte, daß die neuen Gedanken sich freie Bahn geschaffen hatten...«

13

Ich habe die vergilbte Titelseite der Nummer 237 (42. Jahrgang seines Blattes) noch im März 1933 mit in die Emigration gerettet. Sie gehörte zu einer Sammlung von Ausschnitten unseres Leibblatts, die mein Vater für mich zusammengetragen hatte, »damit du einmal weißt, was vorgegangen ist«! Sonst schienen politische oder gar militärische Ereignisse meinen Eltern, von einigen Ausnahmen abgesehen, viel unwichtiger als Theaterpremieren und andere kulturelle Ereignisse. Was an Berliner und Wiener Bühnen vorging, hielten sie für interessanter als die bedrohlichen Vorgänge auf der politischen Weltbühne.

Ein solches Wegschauen von den immer zugespitzteren, weltpolitischen Konflikten jenes Jahres 1913, das später als letzte Vorkriegsperiode erkennbar wurde, ist nachträglich nur schwer zu verstehen.

Aber aus Erzählungen von Verwandten und Bekannten habe ich erfahren, wie hartnäckig die bürgerliche Generation der Vorkriegszeit an ihrer Welt der Unterhaltung und des gerade erst entdeckten Komforts festhalten wollte.

»Ganz Berlin singt, tanzt und wackelt«, heißt es in einem Stimmungsbericht aus dem Janusjahr 1913. Auch der kommende Krieg wurde im wilhelminischen Kaiserreich als eine Art berauschendes Fest gesehen, eine heroische Fortsetzung der vielen bunten Paraden, die mit extravaganten Uniformverkleidungen Maskenbällen ähnelten und nichts von dem kommenden **Mordelend** ahnen ließen.

Als von der dramatischen Wirklichkeit ablenkende Unterhalter wurden die meisten Theaterleute vom Waffendienst dispensiert. Sie waren geradezu stolz darauf, daß sie »mit dem ganzen Rummel« der anfänglichen Kriegsbegeisterung wenig zu tun hatten. Der Bruder des Direktors der »Meinhard-Bernauer-Bühnen«, dem ich besonders verbunden war, weil er mir, dem jüngsten Darsteller in einer Kindervorstellung, einmal meinen zum Teil vergessenen Text eingesagt hatte, erzählte mir einmal, daß er die ersten Seiten der Zeitungen mit ihren aufregenden Nachrichten sofort ungelesen zur Seite lege. Behalten habe ich diese Bemerkung wohl deshalb, weil er flüsternd

hinzugefügt hatte: »Dann zerschneide ich sie und hänge sie auf — na du weißt schon wo.«

14

Damals muß ich schon vier Jahre alt gewesen sein, und nun hatte der große Krieg auch uns im Griff. Den Vater hielten die k.u.k.-Militärbehörden, deren Arm bis nach Berlin reichte, schließlich doch noch für unentbehrlich, obwohl er schon Mitte Vierzig war und manuell so ungeschickt, daß er nicht einmal einen Nagel einschlagen konnte. **Die Mutter, sonst so strahlend, war verhärtet, seit ihr jüngerer Lieblingsbruder Dani schwerkrank von der Front zurückgekommen war.**

Ich sehe ihn noch vor mir, wie er sich — der Fahrstuhl war seit Wochen kaputt — in den vierten Stock zu unserer Wohnung hinaufquälte. Der tiefe, stumme und verzweifelte Blick, mit dem er uns ansah, das nächtliche Stöhnen, das aus dem Gästezimmer kam, gehören zu meinen eindrücklichsten Erinnerungen aus diesen frühen Jahren.

Als der Papa überraschend frühzeitig aus dem Kriegsdienst entlassen werden sollte, durfte ich meine erste längere Reise machen. Wir fuhren in die damals noch österreichische Garnisonsstadt Eger, um den Helden wider Willen in unsere Arme zu schließen, übernachteten im sündhaft teuren »Fürstenzimmer« des führenden Hotels unter riesigen Gemälden durchlauchter Häupter, weil wir sonst nirgends mehr untergekommen wären, und wurden geweckt durch das Tschingdärä einer Militärkapelle, die ich vom »Präsentierbalkon« aus huldvoll begrüßt haben soll. **Sie konnten's halt nicht lassen, obwohl damals im Hungerwinter 1917 schon jeder wußte, daß die Demütigung der Niederlage nicht mehr zu umgehen war.**

Noch vor Kriegsende zogen wir aus der etwas düsteren Wohnung in der Königgrätzerstraße hinaus nach **Neutempelhof**, einer modernen Randsiedlung am Hohenzollernkorso, von wo aus man an halbfertigen, wegen des Krieges stehengelassenen Miethausruinen vorbei ein Herzstück des feldgrauen Kaiserreichs sehen konnte: das von massigen dunklen Kasernen eingefasste Tempelhofer Feld, Ort spektakulärer Aufmärsche und gelegentlich auch lauter Kriegsspiele, deren Lärm bis zu uns hinüberdrang.

15

Dort am Rande des weiten Exerzierplatzes beim sogenannten »Steuerhäuschen« habe ich Ende November 1918 die letzte Parade der geschlagenen Armee miterlebt. Den unendlich langen Trauermarsch, der sich über die breite, nach dem längst vergangenen Sieg von Belle Alliance des Jahres 1870 benannte Straße stadteinwärts wälzte. Irgendein Berittener, der nicht erwarten konnte, endlich wieder bei seinen Kindern zu sein, hat mich Zappelphilipp zum Schrecken des Kindermädchens zu sich aufs Pferd

gehoben und fast bis zum Halleschen Tor dort festgehalten.

Das war ein Jubelerlebnis für den kleinen Knirps, aber als ich aufgeregt zu Hause davon erzählte, blieben sie alle stumm und niedergedrückt. Weshalb? Das konnte ich damals noch nicht verstehen.

Robert Jungk **Erschütterungen (1913-1923)**

Index

Robert Jungk 1993 # Trotzdem # Mein Leben für die Zukunft # Autobiografie # 1993 by Carl-Hanser-Verlag # 1994 by Knaur-Verlag # ISBN 3-426-75074-0 # 1993 # Jungk: 1913-1994 # 537 (550?) Seiten #

[wikipedia Robert Jungk](#) *1913 in Berlin bis 1993

Inhalt:

1. Erschütterungen / 1913-1923 (7) Zeitungen (36)
 2. Auf der Suche / 1924-1930 (39) Von der Hand in den Mund (63)
 3. Zeuge des Untergangs / 1931-1933 (65) Remarque (94)
 4. Die Tiefen und die Höhen / 1933-1935 (97) Ahasver (130)
 5. Im Schatten der Ungeheuer / 1935-1938 (133) Vergessen und Erinnern (158)
 6. Gefängnis mit Aussicht / 1938-1944 (159) Fritzl (198)
 7. Der verlorene Friede / 1945-1948 (201) Verwandtschaft (234)
 8. Die neuen Gefahren / 1948-1953 (235) Ohne Auto (264)
 9. Die Zauberlehrlinge / 1954-1956 (267) Der Wissenschaftskritiker ist kein Hofberichterstatter (301)
 10. Kampf dem Atomtod / 1956-1959 (303) Privatleben (335)
 11. Andere Zukünfte / 1960-1967 (337) Architekten (375)
 12. Der harte und der sanfte Weg / 1967-1970 (377) Briefschulden (407)
 13. Im Wirbel der Öffentlichkeit / 1970-1972 (409) Die Steingasse (435)
 14. Das Projekt Jedermann / 1973-1979 (437) Flusser und die Katastrophen (473)
 15. Das Leben retten / 1979-1988 (475) Letzte Begegnung (502)
 16. »Geben Sie nicht auf!« / 1988-1992 (505-537) Fehlleistungen (537)
- Anhang:** Charta der Hoffnung (539) Bildnachweise (541) Personenregister (542)

